

Ich wollte die Welt retten



Hannah M. Lessing, Vorständin des Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus, im Stimme-Gespräch

Vor drei Jahrzehnten wurde der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus gegründet – ein Wendepunkt in der österreichischen Erinnerungspolitik. Seit seiner Entstehung 1995 steht **Hannah M. Lessing** an der Spitze der Institution. Im Gespräch mit **Cornelia Kogoj** und **Karin Lehner** reflektiert die Enkelin von Holocaust-Opfern über die grundverschiedene Vergangenheit ihrer Eltern, den mühsamen Prozess, vergessene und verleugnete Opfergruppen zu identifizieren und anzuerkennen, und darüber, warum Erinnerungskultur heute dringlicher ist denn je.

[Der österreichische Nationalfonds für NS-Opfer feiert in diesem Jahr sein 30-jähriges Bestehen. Seit der Gründung im Jahr 1995 sind Sie erfolgreiche Generalsekretärin der Organisation. Wie haben Sie das schwierige Erbe der Republik persönlich erlebt, bevor es Ihr berufliches Leben bestimmte?](#)

Ich bin Kind einer sogenannten Misch-ehe. Meine Mutter hat im Krieg für Baldur von Schirach [Anm. d. R.: Gauleiter und Reichstatthalter von Wien] gearbeitet. Als „Kuckuck von Wien“ warnte sie im Radio vor Bomberangriffen der Alliierten. Mein Papa ist 1939 mit 16 Jahren nach Palästina geflohen. Meine Großmutter ist in Auschwitz ermordet worden, meine Urgroßmutter in Theresienstadt verhungert.

Wir Kinder sind mit dem klassischen Schweigen aufgewachsen. Ich war acht Jahre alt, als mich die katholische Religionslehrerin am Lycée Français fragte, ob ich nicht am Religionsunterricht teilnehmen will. Sie drückte mir ein Kreuz in die Hand und sagte „Zeig das deinen Eltern.“ Mein Papa war, wie so oft, auf Reisen. Meine Mutter hat gesagt: „Hannah, wenn wir irgendwas sind, dann Juden.“ Und dann ist sie – trotz ihrer Vergangenheit – mit uns drei Kindern in die Kultusgemeinde gegangen, um zum Judentum überzutreten.

Ich habe dann rasch gespürt, was mir als Kind gefehlt hat. Der Religionsunterricht wurde mein Zuhause. Ich habe mich in der Jüdischen Mittelschülerschaft und der Jüdischen Hochschülerschaft gegen Antisemitismus engagiert.

[Sie sind die Tochter des berühmten Fotografen Erich Lessing. Was hat Ihr Vater Ihnen über seine eigene Lebensgeschichte erzählt – und auf welche Weise haben Sie selbst die Geschichte Ihrer Familie erlebt?](#)

Mein Papa hat nie über die Vergangenheit geredet. Ich habe ihn manchmal gefragt, warum er überhaupt zurückgekommen ist – er wusste ja, dass seine Mutter im KZ ermordet worden war und seine Großmutter in Theresienstadt verhungert ist. Seine Antwort war immer klar: Er wollte Fotograf werden. Auch

in Palästina hat er als Strandfotograf gearbeitet, war Taxifahrer, hat Gerhard Bronner zu seinen Auftritten gefahren. Sein Ziel war aber der Beruf des Fotografen und er wusste, dass dies in Israel nicht möglich sein würde. Außerdem war er überhaupt nicht zionistisch erzogen. Sein Zufluchtsort hätte auch irgendwo anders sein können. Deshalb kam er schon Ende 1946 zurück. Er fragte bei der Associated Press nach, ob gerade ein Fotograf gebraucht werde – und an der Rezeption saß eine Dame, die später meine Mutter wurde.

Ich habe Ewigkeiten gebraucht, um eine normale Beziehung zu meiner Mutter aufzubauen. Ich dachte oft: Warum ist sie nicht auch ein Opfer? Warum war sie auf der „falschen“ Seite? Später dachte ich aber: Wer bin ich, um über sie zu urteilen? Weiß ich, ob ich den Mut gehabt hätte, in den Widerstand zu gehen?

[Warum braucht es Erinnerungskultur? Und warum hat es so lange gedauert, bis sie sich etablieren konnte?](#)

Über lange Zeit hinweg existierte keine Erinnerungskultur, wie wir sie heute kennen, weil Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus galt. Es ist vielleicht auch verständlich, dass man nach 1945 versucht hat, nach vorne zu schauen. Mit der Opfertheorie gelang es auch, dass Österreich 1955 den Staatsvertrag erhielt und die „Besatzungsmacht“, wie die Alliierten damals genannt wurden, abzog. Nur in kleinen intellektuellen Kreisen wurde darüber gesprochen, dass wir uns der bitteren Vergangenheit stellen müssten.

Ein Land hat eine Seele und wenn man sich mit seiner Vergangenheit – besonders so einer belasteten – nicht auseinandersetzt, kehrt sie irgendwann einmal zurück. Geschichte holt uns ein.

[Was war der entscheidende Faktor für die Gründung des Nationalfonds 50 Jahre nach Kriegsende?](#)

Ich sage immer, ich verdanke meinen Job Kurt Waldheim, genauer gesagt seiner Wahlkampagne 1986 mit dem Slogan „Wir wählen, wen wir wollen!“ – plakatiert auf gelbem Hintergrund. Die versteckte antisemitische Botschaft

dahinter war offensichtlich und machte deutlich, dass die Opfertheorie nicht mehr haltbar war. Im Juli 1991 forderte der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky in seiner Rede im Parlament die Abkehr von der Opferthese und eine ehrliche Auseinandersetzung mit Österreichs Rolle im Nationalsozialismus. Als erster österreichischer Bundeskanzler besuchte er im Juni 1993 Israel, wo er die Überlebenden und die Nachkommen der Toten um Verzeihung bat. Als dann im November 1994 der damalige Bundespräsident Thomas Klestil vor der Knesset die Mitverantwortung Österreichs an den auch von Österreichern begangenen NS-Verbrechen bekräftigte, war der Weg für den Nationalfonds geebnet. Es wurde klar: Erklärungen allein genügen nicht – man muss den Opfern die Hand reichen.

[Wie hat Ihr Vater auf Ihre Arbeit im Nationalfonds reagiert?](#)

Bevor ich mich beim damaligen Nationalratspräsidenten Heinz Fischer bewarb, sprach ich mit meinem Papa. Er sagte mir: „Bitte mach das nicht. Ich will, dass du dich mit schönen Dingen des Lebens auseinandersetzt und nicht mit dem Horror der Vergangenheit.“ Er wusste natürlich, dass ich ein Sturkopf bin wie er. „Hannah, ich stelle dir jetzt zwei Fragen“, sagte er. „Kannst du mir meine Kindheit zurückgeben? Und kannst du mir meine Mutter aus Auschwitz zurückbringen?“ Damit meinte er eigentlich: Du wirst scheitern. Ich war so angefressen – ich wollte diese Aufgabe übernehmen. Es klingt vielleicht lächerlich, aber ich wollte die Welt retten. Nach dem Gespräch ging ich zu Heinz Fischer und sagte: „Wir müssen das machen.“

Wie oft habe ich seither die Frage gehört: „Warum tut du dir das als Jüdin an?“ Dabei ist es meine Geschichte als Österreicherin.

[Zurück zur Gründung des Nationalfonds. Österreich befand sich damals in einer Phase des gesellschaftlichen Aufbruchs – geprägt unter anderem von den Debatten um den Fall Waldheim und dem politischen Aufstieg Jörg Haiders. Wie reagierten die einzelnen Parteien auf die Einrichtung des Nationalfonds?](#)

Ich habe mich im August 1995 für die Position beworben, am 1. September war ich bereits Generalsekretärin und begann, den Fonds aufzubauen. So habe ich auch die ersten Sitzungen im Parlament miterlebt. Man darf nicht vergessen: Das Nationalfondsgesetz entstand auch auf Initiative der Menschen aus dem Döllersheimer Ländchen – Standort des Wehrmachts-Truppenübungsplatzes in Allentsteig. [Anm. d. R.: Für den Bau des Truppenübungsplatzes mussten 1938 etwa 7.000 Menschen in 42 Dörfern ihre Häuser und Höfe verlassen.] Es gab eine Initiative, die für die Anerkennung dieser Maßnahme als Unrecht kämpfte. Daher haben wir auch diese Menschen als Opfer typisch nationalsozialistischen Unrechts anerkannt.

Zurück zu Ihrer Frage: Meine ersten beiden Chefs, Heinz Fischer und Heinrich Neisser, waren vom Nationalfonds vollkommen überzeugt. Die Grünen kritisierten, dass zu wenig Geld im Fonds sei, und fragten, was man mit Geld überhaupt abgelten könne. Die FPÖ wollte auch die Heimatvertriebenen als Opfer des Nationalsozialismus anerkennen. Alle Gesetzesnovellen wurden, mit Ausnahme jener zum Simon-Wiesenthal-Preis, einstimmig im Nationalrat angenommen.

Seit 1995 besteht der Fonds auf Grundlage eines breiten gesellschaftlichen Konsenses. Es ist uns gelungen, den Nationalfonds aus tagespolitischen Diskussionen weitgehend herauszuhalten, auch wenn er dadurch etwas weniger bekannt ist. Wichtig ist, dass wir auf der Seite der Überlebenden und ihrer Nachfahren gute Arbeit geleistet und durch Projektförderungen Organisationen gestärkt haben.

Als Sie begannen, den Nationalfonds aufzubauen – wie haben Sie die verschiedenen Opfergruppen erreicht?

Wir haben uns mit jüdischen Organisationen in anderen Ländern kurzgeschlossen. Hier gab es mehr Opferorganisationen als bei manchen anderen Opfergruppen.

Die Kärntner Slowenen hatten mit Katja Sturm-Schnabl, die sich für die Volksgruppe einsetzte und seit 1988 als Zeitzeugin in Schulen ging, ein gutes Sprachrohr [Anm. d. R.: Sprachwissenschaftlerin und Literaturhistorikerin,

wurde 1942 deportiert und war 3,5 Jahre in Lagerhaft.] Als ich beim Nationalfonds anfing, wusste ich selbst wenig über die Vielzahl der Opfergruppen. Ich wusste: Ja, es gibt die Juden und die Roma. Aber ganz ehrlich, von den Kärntner Slowenen wusste ich nichts. Kontakt zu Roma und Sinti bekamen wir durch Rudi Sarközi. Den Kontakt zu den Homosexuellen stellten Historiker wie Hannes Sulzenbacher und Andreas Brunner her. Die junge LGBTIQ-Generation setzte sich stark für die bereits verstorbenen Opfer ein. Schon 1984 wurde in Mauthausen eine Tafel für die homosexuellen Opfer aufgestellt.

Wir haben uns also an all diese Personen und Organisationen gewandt und offen gesagt: „Hilfe, wir wissen nicht alles.“ Glücklicherweise schenkten sie uns ihr Vertrauen. Die Spiegelgrund-Kinder hatten bis dahin gar keine Lobby.

Was führte dazu, dass die ehemaligen Kinder vom Spiegelgrund schließlich als NS-Opfer anerkannt wurden?

1996 kam Andreas Novak vom ORF zu mir, er drehte gerade eine Dokumentation. Dabei hatte er Alois Kaufmann kennengelernt. [Anm. d. R.: Kaufmann war als „schwer erziehbares Kind“ drei Jahre lang in der NS-Kindereuthanasieanstalt „Am Spiegelgrund“ eingesperrt.] Die Opferfürsorge hatte es bislang immer abgelehnt, ihn und andere Betroffene als NS-Opfer anzuerkennen, weil sie „nur Heimkinder“ gewesen seien – und in einem Heim habe man es damals wie heute schwer.

Andreas sagte zu mir: „Ich mache dich mit ihm bekannt, wenn du garantierst, dass sie anerkannt werden.“ Diese Menschen waren vorher oft als Lügner bezeichnet worden. Wir haben mit unseren Historikern den Spiegelgrund-Fall geprüft und es dem Komitee vorgelegt. Das Komitee beschloss daraufhin, die Anerkennung vorzubereiten.

Schließlich konnten wir Alois Kaufmann, Friedrich Zawrel und 14 weitere Kinder identifizieren, die alle als Opfer anerkannt wurden.

Wie ging der Nationalfonds mit den anderen Opfergruppen um – den sogenannten Asozialen, den Homosexuellen oder den sogenannten Kriminellen?

Bei den Homosexuellen haben wir sehr schnell Projekte gefördert, einige wenige haben sich bei uns gemeldet und wir konnten sie als NS-Opfer anerkennen. Es hat natürlich gedauert, bis Vertrauen aufgebaut war. Man darf nicht vergessen: 1995 standen wir immer noch wegen der Ungleichbehandlung von Homosexuellen vor dem Europäischen Gerichtshof. Im Jahr 2000 organisierten wir mit Andreas Brunner am Heldenplatz die Ausstellung „Der andere Blick“. In der Nacht vor der Eröffnung wurde die Ausstellung zerstört, nicht nur umgeworfen, sondern beschmutzt und angepinkelt. Daraufhin hieß es, wir könnten die Ausstellung nicht eröffnen. „Doch, wir können!“ – ich stand vor der zerstörten Ausstellung und sagte, dass solange in Österreich das damalige Unrecht nicht klar anerkannt wird, die Menschen das Unrecht heute nicht verstehen würden. Erst 2005 wurden Homosexuelle in das Opferfürsorgegesetz aufgenommen.

Bei anderen Opfergruppen war es anfangs ähnlich. Auch bei den Roma und Sinti brauchte es Zeit, Vertrauen aufzubauen.

Bei den von den Nationalsozialisten als „Asoziale“ stigmatisierten Menschen – darunter etwa unangepasste Frauen, Lesben sowie Personen aus sozialen Randgruppen – handelte es sich um Einzelfälle, die wir im Komitee glücklicherweise diskutieren und anerkennen konnten. Ebenso die Gruppe der sogenannten „Berufsverbrecher“.

Auch zu den Zeugen Jehovas haben wir schnell Kontakt aufgenommen. Wir haben rasch verstanden, dass wir auf Informationen von Organisationen angewiesen sind, die sich seit Jahren um diese Menschen kümmern, und haben uns das erforderliche Wissen im Kontakt mit ihnen geholt.

Gab es bei der Arbeit mit verschiedenen Opfergruppen Misstrauen oder Spannungen?

Das muss man sich einmal vorstellen: Da kommt jemand aus dem Parlament und will Informationen – ich bin ja Parlamentsmitarbeiterin, gehöre zur Parlamentsdirektion. Bei den Roma und Sinti, die mit staatlichen Stellen viele schlechte Erfahrungen gemacht hatten, war das am Anfang besonders schwierig. Also habe ich sehr viele Interviews gegeben

und erklärt, dass ich selbst Nachfahrin bin und genau weiß, wonach wir suchen müssen und was wir anbieten wollen.

Die ersten Interviews, die wir mit Roma und Sinti geführt haben, fanden im Gegenlicht statt. Sie sagten etwa: „Ich will auf keinen Fall, dass man weiß, dass meine Tochter eine Romni ist, sie studiert nämlich auf der Universität.“ 1995 war es noch kaum möglich, offen darüber zu sprechen. Seither hat sich einiges verändert. Rudi Sarközi, Ceija und Karl Stojka und all die anderen wären heute unglaublich stolz auf die junge Generation der Roma.

Ja, es gab diese sogenannte Opferkunnenz. Beispielsweise wollten manche politisch Verfolgte nicht in denselben „Topf“ wie Roma und Sinti oder die Schwulen geworfen werden.

Eine Geschichte werde ich nie vergessen. Eine Sekretariatsmitarbeiterin war 18 Jahre alt, als sie 1996 beim Nationalfonds zu arbeiten anfing. Ich hatte ihr von den verschiedenen Opfergruppen erzählt. Irgendwann gehe ich ins Sekretariat und höre sie am Telefon sagen: „Also, wenn Sie ein Problem damit haben, dass Sie als politisch Verfolgter gleichzeitig mit Schwulen entschädigt werden, dann sind Sie hier falsch verbunden.“ Und sie legt auf. Ich sage ihr: „Du hast alles richtig gemacht.“

Wie hoch war die Höhe der Entschädigungen, welche Diskussionen gab es darüber?

In den ersten Sitzungen ging es um genau diese Frage: Wie viel Geld muss in diesem Topf sein? Die Erstdotierung des Fonds betrug eine halbe Million Schilling. Die Grünen meinten damals, das sei viel zu wenig.

Bei den Diskussionen über die Höhe der Leistungen habe ich die Position vertreten: Die Höhe der Zahlung ist nicht so wichtig, denn es geht um eine „Geste“. Kein Geld der Welt kann das erlittene Leid „wiedergutmachen“. Kein Betrag bringt die Ermordeten zurück. Dennoch musste es eine angemessene symbolische Summe sein. So kamen wir auf 70.000 Schilling. Das war damals nicht wenig – und es wurde an alle gleichermaßen verteilt, unabhängig davon, wie sie gelitten hatten: ob im Exil, im Ghetto, im KZ oder in einem Versteck in Wien. Alle erhielten die gleiche Summe, eine symbolische „Gestezahlung“.

Der Nationalfonds ersetzt die Opferfürsorge nicht. Kann man ihn als Ergänzung zur Opferfürsorge sehen?

Das Opferfürsorgegesetz ist oft kritisiert worden, weil es bestimmte Opfergruppen nicht oder erst spät berücksichtigt hat. Genau deshalb wurde der Nationalfonds notwendig – um eine Anerkennung aller Opfergruppen zu ermöglichen. Trotzdem glaube ich, dass die Opferfürsorge ein ganz wichtiger Schritt war, weil sie gezeigt hat: Wir übernehmen Verantwortung gegenüber diesen Menschen. Der Nationalfonds geht einen Schritt weiter – hier hat die Republik ihre Haltung grundsätzlich geändert und gesagt: „Wir waren nicht nur Opfer, sondern auch Mittäter und Mitläufer. Wir tragen Mitverantwortung.“ Ich würde daher Opferfürsorge und Nationalfonds nicht vergleichen.

Das Schöne am Nationalfonds ist, dass er ein Fonds für *alle* Opfer ist – auch für jene, die lange verdrängt oder vergessen worden sind: die Kinder vom Spiegelgrund, Homosexuelle und viele andere. Mir war immer wichtig zu betonen, dass er kein „jüdischer Fonds“ ist und dass er beim Parlament angesiedelt ist, also im Herzen unserer Republik.

Die Opferfürsorge war und ist nach wie vor wichtig. Über sie wurden Opferrenten und zahlreiche weitere Hilfeleistungen ausgezahlt. In den ersten Jahren des Nationalfonds haben wir auch über die Möglichkeit der Zahlungen durch die Opferfürsorge informiert. Selbst wenn diese Zahlungen oft nur geringe Beträge im Monat waren, waren sie für Menschen in Chile oder in Peru oder auch in New York sehr bedeutsam.

Die Aufgaben des Nationalfonds haben sich in den vergangenen Jahrzehnten verändert. Viele NS-Opfer sind verstorben. Zeitzeugen gibt es nur noch wenige. Aktuell stellt die Bundesregierung wieder Mittel für die Entschädigungszahlungen von rund 5.000 Euro zur Verfügung, und der Nationalfonds kontaktiert die Betroffenen aktiv. Wer gehört heute zu diesem verbleibenden Personenkreis?

Ja, wir haben 2023 noch einmal alle noch lebenden Betroffenen angeschrieben, dass der Fonds erneut eine Geldleistung zur Verfügung stellen kann. Die Rückmeldungen waren zahlreich.

In Abstimmung mit der Pensionsversicherungsanstalt konnten wir weltweit 3.500 Überlebende erreichen – darunter Roma und Sinti, Juden, politische Opfer und weitere Gruppen. Vor 30 Jahren waren es noch über 30.000 Überlebende in über 72 Ländern gewesen. Zum Glück leben aber immer noch Menschen, denen wir Unterstützung bieten können. Gerade haben wir eine Zahlung an eine 102 Jahre alte Überlebende geleistet.

Wenn Sie auf 30 Jahre Nationalfonds zurückblicken – wie hat sich Ihre Bilanz durch die Entwicklungen seit dem 7. Oktober verändert?

Seit dem 7. Oktober 2023 ist vieles schwieriger geworden. Was machen wir mit all dem Hass in der Welt, im Netz? Ich freue mich sehr, dass sich so viele junge Menschen engagieren, aber ich weiß nicht, wie sehr sie Gehör in der Politik finden – das bereitet mir Sorge.

Seit dem 7. Oktober fragen wir uns auch, was wir in den dreißig Jahren des Nationalfonds wirklich erreicht haben. Es geht längst nicht nur um Antisemitismus. Es beginnt vielleicht mit dem Judenhass, doch es setzt sich fort mit dem Hass gegen Muslime, gegen Roma, gegen Minderheiten. Unsere Demokratie ist erneut in Gefahr.

Würden Sie sagen, dass der Nationalfonds dringender benötigt wird denn je?

Ja, wie gesagt, ich hatte gehofft – pathetisch formuliert –, die Welt retten zu können. Aber nach 30 Jahren muss ich feststellen, dass das nicht möglich ist. Wir können nur einzelne Schritte setzen, kleine Beiträge leisten. Wie heißt es in dem schönen Talmudspruch: „Wer ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt.“ Ich sage lieber: „Wer ein Menschenleben rettet, rettet eine ganze Welt.“ Nämlich die dieser Person. Wir haben sicher vielen Überlebenden das Gefühl geben, dass sie nicht allein sind. Wir haben ihnen auch ein Versprechen

gegeben, nämlich, dass wir ihre Geschichten bewahren und weitergeben, um daraus zu lernen – weil die Demokratie so zerbrechlich ist. Aber wenn ich mir die Welt heute anschau, ist einiges schiefgelaufen.

Wir dürfen nicht nur vom Leid der Überlebenden sprechen, sondern von ihrem ganzen Leben. Was ist, wenn ein Jugendlicher denkt: „Was hat das mit mir zu tun? Ich leide ja nicht.“ Eine Überlebende hat mir einmal gesagt: „Everybody always asked us how we died. Nobody asked us how we lived.“ Ich glaube, dass wir das noch einmal überlegen müssen.

Jede Generation muss Geschichte von Neuem begreifen und ihre Lehren daraus ziehen. Auch die nächste Generation muss sich dazu etwas überlegen.

Wenn ich in Schulen gehe, sind die Rückmeldungen oft unglaublich positiv, viele hören aufmerksam zu, sagen: „Wir könnten Ihnen stundenlang zuhören.“ Das ist schön, aber wir wissen dennoch nicht, was wir nachhaltig bewirken können. Können wir daraus schließen, dass diese Jugendlichen nicht in drei Jahren falsch abbiegen werden? Wir wissen es einfach nicht.

Wie wird sich die Erinnerungskultur Ihrer Meinung nach künftig gestalten?

Wir haben gerade eine sehr spannende Sitzung im Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten gehabt. Ich bin aufgefordert worden, aus meiner Sicht zu erzählen, warum der Antisemitismus gerade so stark ist. Ich habe gesagt, wir machen zwar sehr viele Erinnerungsveranstaltungen, aber erreichen wir überhaupt diejenigen, die wir eigentlich erreichen wollen? Ich glaube, dass wir manchmal in einer Echokammer arbeiten. Das sind die Fragen, die man sich immer wieder stellen muss. Und daher müssen wir „Erinnern“ immer wieder neu denken. Früher hatten wir die Zeitzeugen, die haben wir kaum mehr. Also müssen wir Erinnerung an Orten festmachen.

Ich gehe sehr oft mit Schülern an die Shoah-Namensmauern-Gedenkstätte für die jüdischen Opfer. Sie sind immer wieder beeindruckt von diesem Ort. Man muss jedenfalls weitermachen und das Erinnern immer neu erfinden.

Hannah M. Lessing, geboren 1963 in Wien, steht seit 1995 dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus sowie seit 2010 dem Fonds zur Instandsetzung der jüdischen Friedhöfe in Österreich vor, jeweils bis Jänner 2024 als Generalsekretärin sowie seither als Vorständin. Sie führte den Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus von 2001 bis zu dessen Auflösung im April 2022. Hannah Lessing ist Co-Head of Delegation für Österreich bei der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) und engagiert sich in zahlreichen weiteren Funktionen, unter anderem seit 2011 als Mitglied des Rates der Stiftung Auschwitz-Birkenau und Vorstandsmitglied im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), sowie seit 2022 als Vizepräsidentin des Internationalen Auschwitz Komitees (IAK) und Mitglied des Internationalen Auschwitz-Rates (International Auschwitz Council, IAC).

Der Nationalfonds wurde 1995 gegründet, um die Verantwortung Österreichs gegenüber NS-Opfern zum Ausdruck zu bringen. Er leistet Zahlungen an Betroffene, die keine oder unzureichende Unterstützung erhielten und trägt zur gesellschaftlichen Anerkennung und Sensibilisierung für NS-Verfolgte bei. Er fördert Projekte zur Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Folgen sowie zu Erinnern und Gedenken, ebenso wie sozialmedizinische Programme für Überlebende. Weitere Aufgaben sind u. a. der Betrieb der neugestalteten Österreich-Ausstellung in Auschwitz, die Instandsetzung der jüdischen Friedhöfe, Aufgaben in Zusammenhang mit der Restitution von Raubkunst oder die Betreuung der Shoah-Namensmauer in Wien.

Gleichstellung am Arbeitsplatz.

Wir verbinden Städte, Menschen und Chancen unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder Behinderungen. Denn echte Mobilität bedeutet gleiche Möglichkeiten für alle.

Alle Infos unter
karriere.oebb.at/gleichstellung

HEUTE. FÜR MORGEN. FÜR UNS.

& WAS
MACHST
DU?

ÖBB

